

Amerikanisierung des Geistes

Als ich im vorigen Jahre meine Studienreise durch die Vereinigten Staaten antrat, waren die zahlreichen Nachkriegsfahrten europäischer Ingenieure und Volkswirte in das technische Wunderland zu einem gewissen Stillstand gekommen. Man schien sich darüber klar geworden zu sein, was man einstudieren von der amerikanischen Industrie lernen könne und was nicht. Aber man stritt sich noch sehr lebhaft um den Geist, der den amerikanischen Wohlstand geschaffen hatte, um seine Fähigkeit, andere als wirtschaftliche Aufgaben zu lösen, um seinen Wert für die Gesundung auch der europäischen Geisteskultur.

Der „Deutsche und Europäer“ Adolf Harsfeld sprach in seinem Buche „Amerika und der Amerikanismus“ (Jena 1927) sehr kritisch über amerikanische Entgeistigung des Lebens durch Masse und Erfolg. Im Münchner „Hochland“ (November 1927 und Januar 1928) konnten sich Hermann Lustt und Emil Dobifat trotz ihrer unbestreitbaren Sachkenntnis über die geistige Grundhaltung der amerikanischen Presse nicht ganz einigen. Amerikanische Schriftsteller erschienen häufiger als früher nicht mehr bloß als Enthüller amerikanischer Zustände, sondern als Verkünder amerikanischer Geistigkeit in europäischen Übersetzungen. In Paris hielt es die feine Revue hebdomadaire (12. und 19. Mai 1928) nicht für zuviel, ihren Lesern durch Bernard Fay eine lange „vue cavalière“ der heutigen amerikanischen Literatur zu bieten. Noch mehr konnte man sich über die Aufmerksamkeit wundern, die England den amerikanischen Universitäten schenkte. In The Edinburgh Review (London, Januar 1928) erschien darüber eine sehr eingehende Darstellung von R. B. Mowat, und kurz vorher war Edwin Deller von der Universität London als Gast des Laura Spelman Rockefeller Memorial eigens nach Amerika gegangen, um das dortige Universitätswesen genau zu studieren. Ich durfte also annehmen, daß es sich lohnen werde, die umstrittene amerikanische Geistigkeit dort zu untersuchen, wo sie sich besonders klar offenbaren mußte: in der Presse, in den Bibliotheken, in den Schulen. Und da die Auseinandersetzungen über diese Dinge in amerikanischen wie in europäischen Zeitschriften noch immer im Flusse sind, so möchte ich hier mitteilen, was mich Studium und Beobachtung gelehrt haben.

Die Presse macht, vor allem in den großen Tageszeitungen, sicher nicht den Eindruck von Geistigkeit, an den man durch die führenden europäischen Blätter gewöhnt ist. Seit Bennett im vorigen Jahrhundert in seinem New York Herald die fettgedruckten und lockend stilisierten Schlagzeilen über die Artikel setzte, seit Hearst vor dreißig Jahren seine zahlreichen Blätter in den Dienst einer angeblich „rücksichtslosen“ Berichterstattung stellte, und seit kurz vor dem Weltkriege der Anzeigenpreis durch ein besonderes Staatsgesetz von der amtlich festgestellten Auflagenhöhe abhängig gemacht wurde, sind die amerikanischen Zeitungen immer mehr zu bloßen Vermittlern der Neuigkeiten geworden, die der größten Menge von Lesern erwünscht sind. Steigt die Zahl der Leser, so steigt der Preis der Anzeigen; es wäre also geschäftswidrig, nicht mit dem Geschmac der breitesten Masse zu rechnen oder gar durch sichtbare

Parteinahme den Unwillen der Gegenpartei zu erregen. Viele Zeitungen lassen sich weniger durch ihre Redakteure als durch ständige Leserausschüsse bei der Wahl der Nachrichten beraten. Im allgemeinen genügt aber für die Bestimmung über Abdruck oder Nichtabdruck der Grundsatz: Daß ein Hund einen Mann beißt, ist keine Neuigkeit; beißt dagegen ein Mann einen Hund, so ist das eine große Neuigkeit. Allerdings kommen vorsichtig den Empfindungen des Leserkreises angepaßte Meinungen der Schriftleitung auf der sog. Redaktionsseite zum Ausdruck, doch das ist nur eine Seite und bei weitem nicht die erste und am meisten beachtete unter einem Duzend oder unter vier Duzend.

In dem prächtigen, wolkenhohen Turmgebäude des Chicago Tribune, der größten Zeitung der Welt, sah ich Sinn und Wille der amerikanischen Presse riesenhaft verkörpert. Nicht ein Stab von Fachredakteuren, die sich in sorgfältig abgegrenzte Problemgebiete vertiefen und von dort aus alle Ereignisse werten, bestimmt den Gehalt der Zeitung, sondern die Seele des ganzen Unternehmens ist die Arbeit im Nachrichtensaal. Da sitzen und stehen Duzende von Redakteuren in Hemdärmeln. Die Schreibmaschinen rasseln, die Telephone summen, die Telegraphen ticken, die Rohrposten sausen. Alle Zeitungen Chicagos unterhalten gemeinschaftlich ein Stadtnachrichtenbureau, dessen Berichterstatter über das ganze Stadtgebiet verteilt sind. Ihre telephonischen Mitteilungen werden im Stadtnachrichtenbureau sofort niedergeschrieben, vervielfältigt und durch eigene Rohrpost in kaum fünf Minuten an alle angeschlossenen Zeitungen befördert. Außerdem hat Chicago Tribune an wichtigen Punkten der Stadt bei Tag und Nacht besondere Berichterstatter für Unglücksfälle, Verbrechen, Festlichkeiten und alle bedeutenden Ereignisse des wirtschaftlichen und geistigen Lebens. Und wenn dem diensttuenden Lokalredakteur die eingelaufenen Angaben nicht genügen, schickt er noch einen oder mehrere von den in Bereitschaft stehenden Berichterstattern zur Nachprüfung und Ergänzung aus.

Neben den Stadtnachrichten laufen beständig Nachrichten aus dem ganzen Umkreis der Vereinigten Staaten ein: von den beiden großen Telegraphenagenturen Associated Press und United Press, von der eigenen Telegraphenagentur des Chicago Tribune, von seinen Zweigredaktionen in Newyork, Washington und Los Angeles, von vielen hundert Berichterstattern in großen und kleinen Städten. Die Telegraphendrähse, auf denen diese Nachrichten ankommen, münden alle unmittelbar neben dem großen Nachrichtensaal. Zugleich ist dort die Einlaufsstelle für die Berichte der Vertreter des Chicago Tribune im gesamten Ausland. Diese Berichterstatter haben den Auftrag, sobald sich in dem ihnen zugewiesenen Bereich etwas von Bedeutung ereignet, mit Eisenbahn, Automobil oder Flugzeug an den Ort der Begebenheit zu eilen und auf dem schnellsten Wege zuverlässige Berichte nach Chicago zu schicken. Die Telegramme sind natürlich nicht druckfertig. Zu ihrer Erläuterung dient ein neben dem Nachrichtensaal liegendes Archiv, das an die dreißig Millionen Ausschnitte mit Beschreibungen wichtiger Personen und Dinge der Gegenwart und drei Millionen Photographien enthält. Durch die Ausschmückung wird die Nachricht allerdings oft erst lesbar, aber meistens wird dadurch auch ihre Bedeutung stark überhöht, zumal da besonders geübte Redakteure sie mit den zugkräftigsten Überschriften versehen müssen. Und was am meisten geeignet

ist, Aufsehen zu erregen, wird auf die erste Seite zusammengedrängt, obgleich dann bei mehreren Artikeln außer der auffallend großgedruckten Überschrift nur noch einige Zeilen Platz haben; für die Fortsetzung wird der Leser auf irgend eine der folgenden Seiten verwiesen.

Also ein Wirbelstrom durcheinanderbrausender Nachrichten, der keinen Tag aussetzt, ein beispielloses Auseinanderreißen der Aufmerksamkeit in alle Windrichtungen des Erdballs, in alle Breiten und Tiefen des Lebens, die wirksamste Erziehung zu Sensationsgier und Verflachung. Deshalb kann man sich nicht wundern, daß auch die belehrenden Artikel der Redaktionsseite und der Sonntagsbeilage bei den meisten Zeitungen für geistig recht genügsame Leser geschrieben sind, und daß die Mehrzahl der beliebtesten Zeitschriften sich nur wenig oder gar nicht über diese Linie erhebt.

Von den Gefahren solcher Oberflächlichkeit sprach ich in Amerika lange mit einem Zeitungsfachmann, der mir im Bureau eines der führenden Blätter als am meisten zuständig bezeichnet worden war. Ich erinnerte ihn daran, daß im ostasiatischen Kulturkreis infolge des jahrhundertelangen Zwanges zur Erlernung der Tausende von chinesischen Schriftzeichen die kritischen und schöpferischen Fähigkeiten des Geistes aus Mangel an Übung verkümmert seien. Wenn die Aufmachung der amerikanischen Presse so bleibe, wie sie sich im letzten halben Jahrhundert entwickelt habe, lasse sich auf die Dauer eine zunehmende Schädigung der geistigen Kraft des amerikanischen Volkes, die doch auch eine der Vorbedingungen zur Erhaltung seiner wirtschaftlichen und politischen Weltgeltung sei, wohl nicht vermeiden. Meinem Gegenüber schien diese Betrachtung der auch von ihm nicht geleugneten geistigen Ebbe der amerikanischen Presse neu. Er suchte die Zustände damit zu rechtfertigen, daß man ja auch im Unterricht, je tiefer man von der Universität zu niedrigeren Schulformen herabsteige, um so mehr sich bemühen müsse, den Stoff zu verflachen und durch Lockmittel aller Art den Aufnahmewillen der Schüler zu reizen. Die Zeitung könne in einem Lande von junger Kultur beim Durchschnittsleser keine hohe Bildung voraussetzen. Sie müsse dem allgemeinen Geschmack eines Volkes von Geschäftsleuten angepaßt sein, oder sie werde nicht sein. Ich mußte zugeben, daß es unmöglich sei, die amerikanische Presse in kurzer Zeit auf eine höhere Stufe der Geistigkeit zu bringen; aber die Gefahren der Verflachung des Publikums sind darum nicht geringer, und es gibt glücklicherweise Amerikaner, die sie sehen und bekämpfen.

Unter den großen Tageszeitungen rechneten New York Times sowohl in der Haltung der Redaktionsseite und in der Auswahl der Nachrichten wie namentlich in der Gestaltung der buchkritischen Wochenbeilage schon immer mit den Erwartungen ernst gerichteter Leser. Freilich muß auch hier die Aufmachung dem allgemeinen Sensationsbedürfnis noch reichliche Opfer bringen, und auf die Gefolgschaft anderer Blätter hofft man bis heute vergebens. Dagegen haben Wochenschriften wie The Independent und The Nation seit langem in allen Fragen des öffentlichen Lebens Gründe und Gegengründe eindringlich erörtert. Mit ausgesprochenem Radikalismus wendet sich seit 1923 die Wochenschrift Time an „gebildete Amerikaner, die der billigen Sensationen und törichten Vorurteile müde sind“. Welche Interessen bei diesen „gebildeten Amerikanern“ vorausgesetzt werden, mag man aus dem Inhaltsverzeichnis

der aufs Geratewohl herausgegriffenen Nummer vom 20. August 1928 sehen: acht Seiten über die Politik der Vereinigten Staaten, fünf Seiten über politische und unpolitische Ereignisse des Auslandes, eine halbe Seite über Sport, drei Seiten über Naturwissenschaft, Technik und Medizin, eine Seite über Handel und Industrie, zwei Seiten Familiennachrichten und Vermischtes, drei Seiten über Bücher, Kino und Theater, endlich die allerletzte Seite mit der Überschrift „Religion“, wo weniger über als gegen die Religion gesprochen wird.

Ähnlichen Geistes ist die gleichfalls noch junge Monatschrift *The American Mercury*, die der äußerst rücksichtslose Kritiker H. L. Menckens herausgibt, ein amerikanischer Staatsbürger, der in Baltimore geboren ist und sich nicht scheut, nach dem Weltkriege in seinen Prejudices zu schreiben, die Vereinigten Staaten seien durchaus von Menschen dritter Klasse bewohnt, und man könne dort sehr leicht zu Ansehen kommen, weil der allgemeine Stand des Wissens, des Geschmacks und der Urteilsfähigkeit ungewöhnlich niedrig sei. In einer regelmäßig wiederkehrenden Sparte seiner Zeitschrift wird unter dem Titel *Americana* aus der Presse des Landes, mit Vorliebe aus protestantischen Kirchenblättern, alles zusammengetragen, was nach seiner Ansicht die amerikanische Kultur, den „Stolz und Ruhm der gesamten Schöpfung“, lächerlich macht. Im ganzen wirkt *The American Mercury* auf seine noch nicht sehr zahlreiche Leserschaft kaum weniger zersetzend, als die französischen Enzyklopädisten auf die Gebildeten des 18. Jahrhunderts gewirkt haben. Die Artikel sind spöttisch und kurz, gewöhnlich weit unter zehn Seiten. Indem die Mitarbeiter mit unzweideutiger Vorliebe gerade das Beschränkte, Eigensinnige, Geschmacklose, Übersentimentale an frommen Kirchenleuten jedweden Bekenntnisses darstellen, wird die Religion selber lächerlich, wenigstens jede kirchliche Religion. Dabei urteilen Menckens und seine Leute nicht mit der Kenntnis von Sachgelehrten, sondern als flinke und furchtlose Zeitungsschreiber entscheiden sie standrechtlich über die schwierigsten Bücher und über die heiligsten Dinge.

Es ist, wie auch im *Time*, immer wieder der seicht-rationalistische Ton, den in Europa seit hundert Jahren besonders jüdische Revolutionäre gepflegt haben. Tatsächlich arbeitet Menckens eng mit G. J. Nathan zusammen, in der Redaktion des *Time* sitzt M. Weiß, den in Manhattan der Rabbiner S. S. Wise mit der Bostoner Studentin Luba Wies getraut hat, und im Mitarbeiterverzeichnis des *American Mercury* erscheinen Namen wie Katharina Brody, Cain, Benjamin de Casseres, Isaak Goldberg, Sara Haardt usw. Wieweit im einzelnen der Kampf um stärkere geistige Regsamkeit in der amerikanischen Presse von freidenkenden Juden geführt wird, läßt sich nicht leicht genau feststellen, weil die Telephonbücher der großen Städte ausweisen, daß jüdisch klingende Namen von Jahr zu Jahr häufiger durch nicht jüdisch klingende ersetzt werden.

Die Katholiken, die bekanntlich weitaus die stärkste religiöse Gemeinschaft der Vereinigten Staaten bilden, können sich an der geistigen Hebung der Presse leider nicht durch eigene Tageszeitungen beteiligen. Denn da die großen parteilosen Nachrichtenblätter aus geschäftlichen und gesellschaftlichen Gründen einstweilen auch von den Katholiken gelesen werden müssen, so würde daneben eine katholische Tageszeitung nicht so viel Leser finden, daß sie zu bedeutenden Leistungen imstande wäre. Dagegen verfügen die Katholiken über einige all-

gemeine Zeitschriften, in denen zu den wichtigen Kulturfragen ernsthaft Stellung genommen wird. Die Wochenschriften *America* und *The Commonweal* und die Monatschrift *The Catholic World* bemühen sich mit Erfolg, so sachlich und gründlich zu sein, wie es das Publikum nur irgend erträgt. Die Vierteljahrschrift *Thought* ist sogar ausdrücklich auf die philosophisch-theologische Vertiefung der Weltanschauung angelegt.

Übrigens ist es auch auf nichtkatholischer Seite keineswegs so, daß nur Zeitschriften von der Art des *Time* und des *American Mercury* über flache Unterhaltung hinausstrebten. Die Zeitgeschichte wird in *Current History* von großen Gesichtspunkten aus Monat um Monat durch tüchtige Kenner gewürdigt. *The North American Review*, das seit mehr als hundert Jahren aus dem idyllischen Concord kommt, und *The Atlantic Monthly*, das in Boston geblieben ist, obgleich Boston nicht mehr das amerikanische Athen genannt werden kann, sind zwei Monatschriften, die sich an Ernst und Feinheit mit den besten der Welt messen können. Ebenso spricht es doch wohl für einen lebendigen Drang zur Höhe, daß mehr als anderswo Vierteljahrschriften allgemeinen Inhalts mit Universitäten verbunden sind, sowohl mit kleineren, wie *The Sewanee Review* und *The South Atlantic Quarterly*, als auch mit ganz großen, wie *The Yale Review*. Gewiß ist die Verbreitung aller ernsteren Zeitschriften im Verhältnis zum gesamtamerikanischen Publikum geringer, als man wünschen möchte; aber an sich ist sie oft gar nicht unbedeutend, beim *Atlantic Monthly*, wenn man einen Vergleich mit ähnlichen europäischen Zeitschriften zieht, geradezu überwältigend.

Die durchschnittliche Oberflächlichkeit der amerikanischen Zeitungen drückt selbstverständlich den geistigen Wert des amerikanischen Buches herunter. Soll ein Werk, das sich nicht bloß an Fachkreise wendet, entsprechenden Absatz finden, so darf es sich nicht über den Gesichtskreis der breitesten Massen erheben. Ein Schriftsteller, dessen Art dem allgemeinen Geschmack widerspricht, wird von den Zeitungen, denen dieser Geschmack meistens das oberste Gesetz ist, nicht gelobt und infolgedessen nur wenig gekauft. Überhaupt ist der Bücherkauf in den Vereinigten Staaten so gering, daß auf einer amerikanischen Buchwoche vor zwei Jahren festgestellt wurde, die 11 000 Buchhändler hätten nur eine Jahreseinnahme von 6 Millionen Dollar, während sie, wenn jede Familie jährlich für Bücher 10 Dollar ausgabe, also knapp den Tageslohn eines gelernten Arbeiters, eine Jahreseinnahme von 90 Millionen Dollar hätten. Wie gering der literarische Ehrgeiz der Verleger sein muß, sieht man daran, daß William S. Knickerbocker, der Herausgeber der akademischen Zeitschrift *The Sewanee Review*, im Juli 1929 schrieb: „Die alten Verlagshäuser — wie Harper & Brothers, Macmillan Company und Houghton Mifflin Company, um nur drei Beispiele zu nennen — haben sich durch ihr Eintreten für Bücher von dauerndem literarischem Werte hervorragend verdient gemacht. Die jüngeren Verleger in Newyork sind uns noch den Beweis schuldig, daß sie im literarischen Leben etwas anderes suchen, als ihren Säckel zu füllen.“

Seit 1921 begannen die sogenannten Book Clubs gewisse Hoffnungen auf Hebung des Absatzes literarisch bedeutender Bücher zu wecken. Unter verschiedenen Namen — *The Literary Guild*, *The Book of the Month Club*, *The*

Book League of America usw. — besteht jetzt ungefähr ein Duzend solcher Buchgemeinden für Erwachsene und ein halbes Duzend für Jugendliche. In der Leitung fällt eine verhältnismäßig große Zahl jüdischer Namen auf. Die mächtigsten der Klubs haben bis zu hunderttausend Mitgliedern. Jeder Klub sichert sich ein Richterkollegium von etwa fünf bekannten Schriftstellern. Durch besondere Vereinbarungen mit den Verlegern sollen diese fünf Richter in-stand gesetzt werden, alle wichtigen Neuheiten längere Zeit vor dem Erschei-nen zu prüfen. Für jeden Monat wird ein Buch durch Abstimmung als das beste bezeichnet. Ein genauer Bericht darüber und über eine Anzahl anderer Neuheiten, die das Preisrichterkollegium ebenfalls glaubt empfehlen zu können, wird an alle Mitglieder des Klubs geschickt. Jedes Mitglied bestimmt dann, ob es eins von diesen Büchern wünscht oder nicht. Doch ist man verpflichtet, wenigstens einige Male im Jahre zur Kostendeckung des Betriebes ein Buch zu nehmen. Manche Klubs liefern zu stark ermäßigtem Preise.

Ohne Zweifel sind viele Leser durch solche Buchgemeinden auf ernste Schrift-steller aufmerksam geworden. Aber je länger je mehr erheben sich gegen den Kulturwert der Book Clubs schwere Bedenken. Frederic A. Stokes, einer der ältesten Newyorker Verleger, hat sie im Juli 1929 in *The North American Re-view* zusammengefaßt. Der für die Volksbildung sehr wichtige Sortiments-buchhandel verliert zusehends an Leistungsfähigkeit, weil seine ohnehin geringe Kundschaft durch die Book Clubs immer mehr zusammenschmilzt. Wird ein Buch von den Richtern einer großen Buchgemeinde gewählt, so entsteht da-durch eine Reklame, die den Absatz nichtgewählter und doch guter Bücher ungebührlich erschwert. Die Jahreslisten der verschiedenen Buchgemeinden stimmen miteinander durchaus nicht überein, obgleich behauptet wird, sach-verständige Richter wählten jeden Monat das „beste“ Buch. Deshalb haben bedeutende Verleger öffentlich erklärt, daß sie keine Bücher mehr an die Book Clubs abgeben, zumal da unter Umständen 50% und sogar 70% Rabatt ver-langt wird, d. h. mehr als der größte Sortimenter bekommt. Die Jahres-versammlung des Amerikanischen Buchhändlerverbandes hat 1929 in einer Ent-schließung ausgesprochen, es gebe kein „bestes“ Buch, kein Richterkollegium von fünf Mitgliedern könne jeden Monat den Büchermarkt so genau überschauen, wie zu einem umfassenden und gewissenhaften Endurteil erforderlich wäre, und schließlich seien die Book Clubs ganz offenbar Geschäftsunternehmungen und nicht unabhängige literarische Akademien. Mit dem letzten Satz wurde an einen besonders wunden Punkt gerührt, weil, selbst abgesehen von sonstigen Verlockungen zur Parteilichkeit, die Leitung gerade der großen Buchgemein-den, denen Menschen aller Bildungsgrade angehören, nach amerikanischen Gepflogenheiten sehr sorgfältig darauf achten muß, daß von den Richtern keine Bücher gewählt werden, die voraussichtlich einem bedeutenden Teil der Mitglieder nicht zusagen. Und so schwebt auch über den Buchgemeinden die niederdrückende Herrschaft des Massengeschmacks.

Einigen dieser Bedenken entgeht die 1928 in Newyork gegründete katholische Buchgemeinde *The Catholic Book Club*, leider aus einem Grunde, der den amerikanischen Katholiken nicht ohne weiteres zur Ehre gereicht. Der Sekre-tär des Klubs, Francis Talbot S. J., schrieb am 14. April 1928 in der Wochen-schrift *America* mit erfreulicher Offenheit: „Ich weiß, daß die Katholiken

ungefähr 20 % der Bevölkerung der Vereinigten Staaten ausmachen; aber ich möchte gern wissen, ob sie 20 % der bürgerlesenden Bevölkerung ausmachen. Ohne Zweifel würden die meisten gebildeten Katholiken sehr zufrieden sein, wenn man ihnen versichern könnte, die katholische Bevölkerung sei als Ganzes von so hoher Geistigkeit, daß sie diesen Prozentsatz erreicht. Ich dagegen wäre froh, wenn ich überzeugt wäre, daß wenigstens ein halbes Prozent des Lesepublikums heutzutage katholisch ist.“ Und Talbot fügt hinzu, daß diese wenigen katholischen Leser fast nie katholische Bücher lesen. „Die meisten katholischen Bücher von Bedeutung aus den letzten Jahren und auch aus früheren Jahren hatten nicht so viel Absatz, daß die Herstellungskosten gedeckt wurden, und die meisten Verfasser bekamen nicht genug Honorar, um ihre Freunde zu einem Essen einzuladen.“ Nun mag ja P. Talbot, der den Nutzen seines Klubs zu vertreten hatte, das bisherige Interesse der amerikanischen Katholiken für katholische Literatur so niedrig wie möglich geschätzt haben — so viel ist jedenfalls gewiß, daß ein Klub, der nichts anderes will, als durch sachverständige Beurteiler den Mitgliedern die Bücher vermitteln, die unter den Neuerscheinungen von hervorragendem katholischem und künstlerischem Werte sind, angesichts der heute in Amerika obwaltenden Verhältnisse den Handel mit katholischen Büchern nicht nur nicht erdroffelt, sondern überhaupt erst einigermaßen in Schwung zu bringen geeignet ist.

Im ganzen treten die Lichtseiten der amerikanischen Buchkultur weniger im Bücherkauf als in der Einrichtung öffentlicher Bibliotheken hervor. Schon durch ihre erstaunliche Zahl, durch oft wechselnde Ausstellung besonders kostbaren oder besonders lehrreichen Besitzes, und vor allem durch die Leichtigkeit, mit der in ihnen Tausende von Büchern ohne jede Förmlichkeit sofort von jedermann benützt werden können, sind sie eine starke Anlockung zu geistiger Betätigung. Zuweilen sieht man noch in ziemlich neuen Bibliotheksgebäuden Inschriften, die einem Kolonistenvolk den Wert der Geistesbildung im Sinn der längst vergangenen Aufklärungszeit vorhalten. So steht an der Front der gewaltigen öffentlichen Bibliothek in Newyork (Fifth Avenue) das fast ein Jahrhundert alte Wort Daniel Websters: „Auf der Verbreitung der Volksbildung ruht die dauernde Bewahrung unserer freiheitlichen Einrichtungen.“ Und in derselben Bibliothek mahnt von der Wand des Saales der Kuratoren herab Thomas Jefferson: „Ich betrachte die Verbreitung von Licht und Bildung als wichtigste Hilfe zur Besserung der Lebensbedingungen, zur Förderung der Tugend und zur Steigerung des Glückes der Menschheit.“ Aber was immer die Beweggründe gewesen sein mögen — jedenfalls besitzt Nordamerika, das ums Jahr 1800 erst 62 öffentliche Bibliotheken hatte, jetzt ungefähr 12000 von großenteils vorbildlicher Betriebstechnik. Vergleicht man in Europa die Länder, in denen die Volksbüchereien am höchsten entwickelt sind, mit den Vereinigten Staaten, so ergibt sich in runden Zahlen bei Berücksichtigung der gesamten Bevölkerung, daß für 24 Engländer 6 Bücher zur Verfügung stehen, für 24 Dänen 12, für 24 Norweger 15, für 24 Amerikaner aber 26 Bücher!

Den Kulturwert der öffentlichen Bibliotheken Amerikas würde man zu gering achten, wenn man ihn nach der größten und herrlichsten von allen bemäße, der

Kongressbibliothek in Washington. Gewiß sind dort die Millionenbestände so lückenlos, daß die Mitglieder des Kongresses und des Senates, denen diese Bibliothek zunächst dienen soll, sich in ihre besondern Lesesäle oder auch durch einen Tunnel unmittelbar ins Kapitol wohl alle wichtigen Werke bringen lassen können, die für einen Staatsmann irgendwie in Betracht kommen. Aber nach so manchem, was man über den Aufenthalt der erwählten Vertreter des amerikanischen Volkes in der Bundeshauptstadt weiß, wird man sich vor der Annahme hüten, sie machten im ganzen genommen von ihren Bücherschätzen mehr Gebrauch als anderswo Parlamentarier mit unvergleichlich ärmeren Bibliotheken. Der weiße Granitbau in den ruhigen Formen italienischer Renaissance ist mehr auf stolze Schau als auf ernste Arbeit angelegt. Tag um Tag strömen Scharen von Reisenden oder ortsansässigen Spaziergängern durch die Treppenhäuser, die Wandelhallen, die Prachtsäle, berauschen sich an dem Marmor der Säulen und Wände, den ehernen Standbildern, dem Gold und den glühenden Farben der Hunderte von großen und kleinen Bogenfeldern, in denen tausend mythologische und geschichtliche Gedanken vergangener und gegenwärtiger Kulturen Gestalt gewonnen haben. Ein württembergischer Farmer aus dem Sacramento-Tale beugt sich über einen Glaskasten, in dem gerade orientalische Manuskripte ausgestellt sind, und ein ärmlich gekleideter Neger aus Florida steht mit seiner Frau andächtig vor der Nische, in der die Urschriften der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der Verfassung der Vereinigten Staaten bewahrt werden. Wer lesen kann, sieht überall nüchterne oder romantische Worte angeschrieben, die meist von Nichtamerikanern gesprochen sind: Worte aus dem Alten und Neuen Testament, Worte von Cicero und Shakespeare, von Bacon und Novalis und vielen andern. Der große Lesesaal ist mit seinen dreifach aufsteigenden Bogenstellungen und seiner hohen Kuppel ein herrlich anregender Platz für wissenschaftliche Arbeit, aber die aufgestellte Handbibliothek scheint eher auf andere Zwecke zu deuten. Ich prüfte die Abteilung Rußland und fand verhältnismäßig wenige Bücher und zumal wenig eigentliche Wissenschaft.

Dagegen bietet die aus privaten und städtischen Mitteln errichtete öffentliche Bücherei in Fifth Avenue zu Newyork vielleicht das großartigste Beispiel für die Verbindung wissenschaftlicher und volkstümlicher Bibliotheksbenützung, das es auf der Welt gibt. Am stärksten sind amerikanische Geschichte und Geographie, allgemeine Volkswirtschaft und Soziologie vertreten; aber auch sonst hält die Bibliothek die wichtigsten Werke aller Gebiete in so praktischer Anordnung und so formlos jedem zur sofortigen Verfügung, wie man es kaum irgendwo antrifft. Beispielsweise sind mehreren nebeneinanderliegenden und ohne weiteres zugänglichen Arbeitsräumen gegen 150 000 Bände von Werken über reine und angewandte Naturwissenschaften zugeteilt, den besondern Lesesälen für orientalische, jüdische und slawische Studien je 20 000—30 000 Bände, dem Zeitschriftensaal rund 5000 Zeitschriften. Außerdem unterhält aber die Bibliothek einen großen Saal für amerikanische und ausländische Tageszeitungen, eine Blindenabteilung mit mehr als 12 000 Büchern und 6000 Musikalien in Blindenschrift, einen anheimelnd eingerichteten Kindersaal mit Bilderbüchern und allerlei sonstigen Jugendschriften, worüber auch Eltern, Verlegern, Schriftstellern und Bibliothekaren auf Wunsch fachmän-

nische Beratung geboten wird. Durchschnittlich leiht die Bibliothek jährlich über 10 Millionen Bücher in die Wohnungen der Benutzer aus, und in den Lesesälen verkehren täglich mehr als doppelt so viele Besucher wie in irgend einer andern Bibliothek der Welt.

Noch deutlicher als in der Stellung zu Büchern, Zeitschriften und Zeitungen lassen sich Vorzüge und Schwächen amerikanischer Geistigkeit in der Einrichtung der Universitäten beobachten. Sie haben auch wohl mehr Einfluß auf die Anschauungen des amerikanischen Volkes als die Presse, die ja hier fast nur Widerhall, fast nie Quelle der öffentlichen Meinung ist, und sogar mehr Einfluß als die Gesamtheit der christlichen Kirchen, da ungefähr die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung überhaupt nicht mehr getauft ist. Einige Zeit vor meiner Abreise nach Amerika waren über das Universitätswesen der Vereinigten Staaten zwei merkwürdig entgegengesetzte Bücher erschienen, das eine aus englischen, das andere aus amerikanischen Universitätskreisen. Der Engländer Edwin Deller sprach in seinem Studienbericht (*Universities in the United States*, London 1927) wohl von manchen Mängeln, betonte aber zugleich mit einer Entschiedenheit, die in solcher Sache bei einem Engländer doppelt ins Gewicht fällt, daß besonders für die höhere, über das gewöhnliche Examen hinausgehende Weiterbildung glänzend gesorgt sei. Daher begäben sich zu diesem Zwecke auffallend viele Studenten aus andern Ländern, auch aus England, an die amerikanischen Universitäten. In einigen Fächern habe Amerika die besten Professoren der Welt. Im selben Jahre wie die Schrift Dellers erschien im Verlag der amerikanischen Harvard-Universität der Vortrag *Do Americans really value Education?* den der amerikanische Pädagoge Abraham Flerner auf Einladung der Harvard-Universität gehalten hatte. Flerner erklärte rund heraus, von einer wirklichen Wertschätzung höherer Bildung könne in Amerika so lange keine Rede sein, als der Professor gesellschaftlich gering geachtet, im Durchschnitt mit unzulänglichen Arbeitsmitteln versehen und armselig bezahlt sei. Was ich an öffentlichen und privaten Universitäten in allen Teilen der Vereinigten Staaten beobachtet habe, scheint mir sowohl das Lob Dellers wie den Tadel Flerners zu bestätigen.

Zu einem genauen Urteil über die verhältnismäßig sehr dürftigen Gehälter amerikanischer Universitätsprofessoren können zwei am Beginn des Jahres 1929 erschienene Untersuchungen verhelfen. Die eine — *Incomes and Living Costs of a University Faculty* — ist ein im Auftrage der Vertreter der Yale-Universität dem Vereine der amerikanischen Universitätsprofessoren erstatteter Bericht. Die andere — *Getting and Spending at the Professional Standard of Living* — stammt von der Volkswirtschaftlerin Jessica B. Peiroto an der kalifornischen Staatsuniversität in Berkeley. Man erfährt da, daß die Geringfügigkeit der Gehälter von gelehrten Berufen geradezu abschreckt, weil auch ein persönlich anspruchsloser Professor doch seiner Frau und seinen Kindern eine bessere Lage als die jetzt erreichbare wünschen muß. An der prachtvoll gebauten Yale-Universität, einer der angesehensten des Landes, gilt es nach den ortsüblichen Verhältnissen als wünschenswert, daß ein ordentlicher Professor nach 25 Dienstjahren imstande wäre, ein schuldenfreies Haus von zehn Zimmern und ein Auto zu besitzen, ein Mädchen in

ständigem Dienst und eins zu gelegentlicher Aushilfe zu haben und für seine Kinder das Studium bis zum Abschluß der Universität zu bezahlen. Hinter diesen Anforderungen bleiben aber die wirklichen Bezüge weit zurück. Durchschnittlich leben die Professoren nicht besser als gelernte Handarbeiter, ein Sechstel hat überhaupt kein bezahltes Hauspersonal, und nur die Hälfte der ordentlichen Professoren — in Berkeley sogar nur der 15. Teil — hält sich ein ständiges Dienstmädchen.

Infolgedessen ist es nicht zu verwundern, daß die Zahl der Professoren an den amerikanischen Universitäten im allgemeinen viel zu gering ist. Besonders stark empfinden die zahlreichen katholischen Privatuniversitäten den Mangel an katholischen Laien, die den akademischen Lehrstühlen zur Zierde gereichen könnten. Das ist um so mehr zu bedauern, als die Privatuniversitäten, wenigstens die bedeutenden unter ihnen, oft eine Studentenschaft von höherem geistigem Durchschnitt haben als die Staatsuniversitäten. Denn in die Staatsuniversitäten, wo nur geringe oder überhaupt keine Studiengebühren erhoben werden, strömt alles, was ein genügendes Zeugnis hat, und im allgemeinen muß dann die Aufnahme gewährt werden, während die Privatuniversitäten von der Möglichkeit strenger Auslese der besten Köpfe und der tüchtigsten Charaktere in vielen Fällen Gebrauch machen. Freilich sind weder die katholischen noch die vielen andern Privatuniversitäten der Mehrzahl nach mit so reichen Geldmitteln versehen, wie der Nichtamerikaner häufig annimmt, und die Notwendigkeit der Ausgabendeckung führt dann natürlich dazu, daß um der Studiengelder willen viele Bewerber aufgenommen werden, die man sonst lieber abgewiesen hätte.

Ungünstig fällt oft gegenüber der Dürftigkeit der Bibliotheken der Aufwand für Sporteinrichtungen auf. Gewiß ist es ein Vorzug der amerikanischen Universitäten, daß sie der Ausbildung des Körpers, ohne die auch die geistigen Fähigkeiten weder voll entwickelt noch voll ausgenützt werden können, reichlich Raum gönnen; aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß Sport und Klubwesen einen sehr großen Teil der Studierenden mehr an ihre Universität fesseln als die Einführung in wissenschaftliches Denken und Arbeiten, wenigstens soweit es sich nicht um unbedingte Erfordernisse für die Prüfungen handelt. Liegt dazu eine Universität nicht so steinern zwischen Geschäftsgebäuden wie Columbia in Newyork, dehnt sie sich sanft und formenreich in die Landschaft wie in Kalifornien die Staatsuniversität Berkeley oder die kleine Jesuitenuniversität Santa Clara, rauschen, wie in Yale, um die phantastischen Fronten von mehr als sechzig Gebäuden dem Studenten jahrelang die herrlichen Ulmen und die Melodien der lateinischen Oden ins Ohr, erlebt er im alten Harvard das Raunen der Jahrhunderte über den Rasenflächen der stillen Höfe und die Freigebigkeit immer neuer Geschlechter, die ihrer Alma Mater Tore, Gitter und Hallen bauen, dann begreift man um so mehr, daß die Studien allzu oft von Anfang an das schwächste der Bande sind, die den Amerikaner mit seiner Universität verknüpfen.

Daß trotzdem die amerikanischen Universitäten namentlich in den Naturwissenschaften, in der Erd- und Völkerkunde, in der Psychologie und in der Volkswirtschaft bedeutende Forscherleistungen aufzuweisen haben, ist bekannt. Aber auch im gewöhnlichen Lehrbetrieb fehlt es nicht an bemerkenswerten

Bemühungen, die geistigen Kräfte der Studierenden wirksam anzuregen. Geradezu auffallend ist z. B. gegenüber den Gepflogenheiten europäischer und sogar romanischer Länder der Nachdruck, der in den katholischen Universitäten Amerikas auf allgemeine Ausbildung in den klassischen Sprachen und in systematischer Philosophie gelegt wird. Nicht nur von den Studierenden der philosophischen Fakultät, auch von Medizinern und Juristen wird in der Regel verlangt, daß sie ein oder zwei Jahre scholastische Philosophie hören. Selbstverständlich ist dieses Studium weniger auf rein theoretische Untersuchung philosophischer Fragen als auf praktische Festigung der katholischen Lebensgrundlagen gerichtet, aber jedenfalls bietet es eine sehr nützliche Schulung des Empfindens für geistige Werte.

Auch die Bibliotheken katholischer Universitäten beginnen sich zu heben. Georgetown z. B. pflegt in stilvollen Räumen sein altes Erbe weiter, und Fordham University wie Boston College hat stattliche Neubauten errichtet. Yale, seit Jahrhunderten die Hochburg des konservativen Protestantismus, besitzt anderthalb Millionen Bände, das noch ältere liberale Harvard zweieinhalb Millionen, also doppelt soviel wie die reichsten Universitätsbibliotheken Europas. Die juristische Bücherei in Harvard gilt als die vollständigste der Welt. Doch stehen in dem schweren Hauptbau mit den korinthischen Säulen, den kurz vor dem Kriege Frau George D. Widener aus Philadelphia zur Erinnerung an ihren mit der Titanic untergegangenen Sohn gestiftet hat, auch überaus kostbare Sammlungen von allgemeinem Bildungswert, z. B. 1800 Inkunabeln, 22 000 Bände über Folklore, 30 000 Bände altklassischer Schriftsteller, gegen 100 000 Bände über die Geschichte der Vereinigten Staaten, 21 000 Bände über Südamerika, 24 000 Bände über Deutschland. Der jährliche Zuwachs der Bibliothek bewegte sich in letzter Zeit zwischen 75 000 und 90 000 Bänden. Das Museum für vergleichende Zoologie hat eine Bibliothek von 130 000 Bänden. Ebensoviele Bände besitzt die medizinische Fakultät. Mehrere Duzend Seminare haben ebenfalls gute Bibliotheken, z. B. das für alte Philologie 6000 Bände, das für englische und amerikanische Theatergeschichte 5000 Bände und eine überaus reiche Bildersammlung, das für Geschäftsführung 38 000 Bände. Den Professoren stehen in der Hauptbibliothek 70 Einzelzimmer zur Verfügung. Und wenn auch die Staatsuniversitäten in der Regel bei weitem nicht so gut mit Büchern versehen sind wie die beiden Privatuniversitäten Harvard und Yale, so haben sie doch recht oft ansehnliche Sammlungen in schönen und praktischen Gebäuden und fast immer eine musterhafte Betriebstechnik.

Daß die Studenten von sich aus noch andere als eng berufliche oder sportliche und gesellschaftliche Ziele zu schätzen wissen, beweisen nicht wenige Vereine. Dabei ist nicht zunächst an die schriftlichen Wettkämpfe der Essay Clubs und die mündlichen der Debating Societies zu denken: beide sind ziemlich lahm geworden und waren auch an und für sich von zweifelhaftem Werte, da es doch kaum ein reiner Gewinn ist, wenn z. B. Zwanzigjährige miteinander über die Vorteile und Nachteile des Frauenstimmrechtes, des Alkoholverbotes oder der Todesstrafe streiten. Dagegen blüht das Streben nach höherer Geistigkeit erfreulich in vielen der Vereine, die sich nach altem Brauch mit beliebigen griechischen Buchstaben bezeichnen. Sie unterhalten an den Univer-

stätten, wo sie eine Ortsgruppe, ein sog. Chapter, gebildet haben, eigene Wohnhäuser mit Selbstverwaltung. In diesen eisenunwachsenen und nach Möglichkeit idyllisch gelegenen Heimen wird größte Freiheit gelassen; aber die Ruhe der Studierstunden darf nicht gestört werden. Die berühmteste solcher Vereinigungen ist The Phi Beta Kappa Society. Sie wurde schon 1776 am William and Mary College in Virginia gegründet und hat sich fast auf alle Universitäten ausgedehnt. Nur die besten Köpfe werden aufgenommen, z. B. an einer Universität von 8000 Studenten etwa 50. Da die Aufnahme zunächst keinen Vorteil bringt als die Anerkennung höchster Tüchtigkeit, so wirkt sie offenbar als starker Antrieb zu innerer Einstellung auf geistige Werte, selbst wenn auf diesem Umweg auch Gewinn anderer Art für das spätere Berufsleben erwartet wird.

Schließlich ist aber für die Durchgeistigung eines Geschäftsvolkes, wie es die Amerikaner sind und sein wollen, wichtiger als die studentische Selbsterziehung in Vereinen, wichtiger auch als die Bereitstellung von glänzend ausgestatteten Bibliotheken und Laboratorien, sogar wichtiger als hervorragende Forscherstätigkeit, zu der ja überall nur wenige befähigt sind, die gewöhnliche Alltagsarbeit der Fakultäten an der Aufgabe, so viele wie möglich zu geistig strebsamen Menschen zu machen. Gerade in dieser Beziehung leisten die amerikanischen Universitäten mehr, als wohl die meisten Nichtamerikaner voraussetzen. Große Staatsuniversitäten wie Berkeley in Kalifornien oder Columbia in Newyork unterrichten außer den eingeschriebenen Vollstudierenden Tausende von jüngeren und älteren Leuten in Kursen verschiedener Art sowohl während des Semesters wie in den Ferien. Columbia bietet durch lange Zeitungsanzeigen denen, die aus irgend einem Grunde am Besuch der Kurse verhindert sind, sogar brieflichen Unterricht an.

Wie nachdrücklich man regelrecht immatrikulierte Studierende einer amerikanischen Universität trotz Freiheitliebe und Sport zu geistiger Arbeit anzuhalten vermag, zeigt das Beispiel von Harvard. Seit einigen Jahren schreibt der Dekan der philosophischen Fakultät, sobald Aufnahmegesuche einlaufen, an die Familien und die Schulen der Bewerber um genaue Angaben über ihre charakteristischen Eigenschaften und ihre geistigen Bedürfnisse. Eine Woche vor Beginn des akademischen Jahres müssen die neu aufgenommenen Studenten eintreffen, um durch besonders dazu bestimmte Professoren mit dem Studienbetrieb bekannt gemacht zu werden. Jedem dieser Professoren werden etwa zwanzig Kandidaten zur allgemeinen Einführung zugewiesen. Vom zweiten akademischen Jahre an kommen sog. Tutors (Studienleiter) wöchentlich mit jedem Studenten einzeln oder mit einer Gruppe von zwei bis drei zusammen, um ihnen durch Besprechung und durch besondere schriftliche Arbeiten zu helfen, sich über das Fachwissen der Vorlesungen zur Beherrschung des Zusammenhangs der gewählten Fächer und zu der Fähigkeit zu erheben, die gewonnenen Kenntnisse anzuwenden. Das Ergebnis dieser eingehenden Schulung muß dann am Schlusse der Studien durch eine eigene, von den besondern Fachprüfungen getrennte Prüfung festgestellt werden. Diese Einrichtung hat die geistige Regsamkeit der Studierenden so gesteigert, daß z. B. im Jahre 1927 ein Drittel der Schlußprüfungen in der philosophischen Fakultät mit Auszeichnung bestanden wurde, was der Dekan in seinem Bericht als einen außerordentlichen Erfolg anerkannte.

Es ist also im ganzen mit den Universitäten wie mit den Bibliotheken und der Presse: unleugbaren Zügen von Oberflächlichkeit, von mehr äußerlicher Schaustellung als innerer Teilnahme stehen ebenso unleugbare Züge ernstesten Strebens nach eindringlicher Erfassung geistiger Werte gegenüber. Ich habe durchaus bestätigt gefunden, was ein so angesehener Fachmann der Amerika-kunde wie Friedrich Schönmann im „Literarischen Handweiser“ (Dezember 1927) über die beliebte Gleichsetzung von Amerikanismus mit Quantitätskultur und von Europäismus mit Qualitätskultur geschrieben hat: die Probleme sind „nicht so einfach, um mit einer solchen für Europa gar zu bequemen Verallgemeinerung abgetan zu werden“. Man darf zugeben, daß in Amerika allzu oft die alte Weisheit: Festina lente, durch die neue Eüchtigkeit Time is money zum Schaden der Gründlichkeit verdunkelt wird. In einem Aufsatz über die Ehescheidung, der im Januar 1929 in Newyork in der soziologischen Halbmonatschrift The Survey erschien, liest man sogar das Bekenntnis: „Die große Zahl der Ehescheidungen ... kommt wenigstens zum Teil von unserem nationalen Schnelligkeitswahn. Wir fällen rasche Urteile, schnelle Entscheidungen und ziehen halbfertige Schlüsse — alles um des einen Zieles willen: soviel wie möglich zu leisten.“ Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß Amerika die Gefahr der Ungeistigkeit, die aus diesem Höchstleistungsieber entsteht, längst durch wirksamere Mittel bekämpft, als es der mancherorts in Europa zuviel gepriesene Radikalismus Menschens und seiner Gesinnungsgenossen ist.

Amerikanisierung des Geistes bedeutet noch etwas anderes als die von uns allzu willig übernommenen sensationellen Schlagzeilen der Zeitungen und die gräßliche Bilderbuntheit unserer Bücher, zumal der Buchumschläge, die seit dem Kriege aus den Schaufenstern der Läden und von den Wänden der Kioske schreit. Amerikanisierung des Geistes ist auch die in Deutschland immer mehr geforderte Verbindung der akademischen Wissenschaft mit dem Leben der Gegenwart, ist geistige Anpassung an unabänderliche Verhältnisse, ist rasche Entschlußfähigkeit, ist also immerhin auch etwas, wodurch der deutsche Hang zu Schwerfälligkeit und Weltfremdheit vielleicht heilsam gemindert werden könnte.

Jakob Overmans S. J.